

Dietrich Jahns

Adonisröschen

Erzählungen



PRINCIPAL

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-169-6

Copyright © 2014 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagfoto: Alban Schug

Printed in Germany

Dietrich Jahns

Adonisröschen

Erzählungen



PRINCIPAL VERLAG

Der Autor:

DIETRICH JAHNS lebt seit langer Zeit in Lohr am Main nahe Würzburg. Er arbeitet selbstständig in der Erwachsenenbildung, ist verheiratet, hat zwei erwachsene Töchter.

Lebensstationen: Kindheit und frühe Jugend in der DDR; nach deren Verlassen prägende Jahre in München. Studium, Lehrer im staatlichen Schuldienst Baden-Württembergs, Leiter und Lehrer deutscher Auslandsschule auf Taiwan. Nach Rückkehr in die Bundesrepublik kurzzeitig Lektoratstätigkeit für Schulbuchverlag. Danach Seminare und Kurse für Englisch bei Firmen und an Volkshochschulen. Mehrjährige Mitarbeit im Feuilleton der Regionalpresse. Publikationen u. a. in Lyrikanthologien in Deutschland und Österreich.

Herzlich danken möchte ich Frau Langer, meiner Lektorin, für Beratung und gute Zusammenarbeit.

Personen und Inhalte dieser Erzählungen sind fiktiv.

Für Hannelore

Inhalt

Adoniströschen	7
Konsequenzen	59
Der Fall	85
Was uns zufällt	93

Hinweis für die Lektüre:

Es empfiehlt sich, die ersten drei Erzählungen in der gedruckten Reihenfolge zu lesen. Es bestehen Zusammenhänge und ein Protagonist erscheint mehrfach.

Die vierte Erzählung (Was uns zufällt) steht für sich und ohne Zusammenhang mit den ersten drei Texten.

ADONISRÖSCHEN

*Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!*

Goethe

I

Dies ist die Geschichte von Gerd Dräger, Lehrer am Gymnasium in W., vierzig Jahre alt, verheiratet.

Es ist auch die Geschichte von Barbara und Marcel, Schülerin und Schüler der Abschlussklasse des Gymnasiums in W.

Die Geschichte handelt von der Begegnung dreier Menschen und den Folgen dieser Begegnung für ihr Leben.

Unser Leben ist voll solcher Begegnungen, doch nur selten treten sie heraus aus dem Rahmen des Alltäglichen, und noch seltener kann man sie schicksalhaft nennen.

In Mythen und Sagen der alten Griechen lesen wir immer wieder vom Schicksal, das über Menschen verhängt war, vom Verhängnis, dem sie nicht entinnen konnten. Manchmal denken wir an Cassandra. Auch griffen oft die Götter spontan und unmittelbar ein.

Nun leben *wir* freilich im ersten Jahrhundert des dritten Jahrtausends unserer Zeitrechnung. Gott und die Götter haben sich unendlich weit entfernt. Sie greifen nicht mehr ein. Das Problem der Theodizee beschäftigt fast nur noch Theologen. Es fällt uns sehr schwer, eine Antwort auf die Frage zu finden, ob oder warum dies oder jenes geschehen musste.

Auf der Suche nach einer Antwort sollte das Interesse zugleich Entwicklungen und Erscheinungen gelten, die unsere Gesellschaft immer stärker kennzeichnen und prägen. Die folgende Geschichte wird auch davon handeln.

II

Das Telefon läutete. Dräger nahm ab, drückte den Hörer ans Ohr, meldete sich.

Es war Marcel, und Marcel wollte ihn sprechen.

Warum eigentlich? Er hatte Marcel nichts zu sagen, er wollte von Marcel nichts hören.

Dennoch sagte er zu. Marcel solle kommen, er werde zu Haus sein. Sie vereinbarten einen Termin für den Abend.

Marcel hatte nicht erwähnt, weshalb er Dräger sprechen wollte, aber ihm, Gerd Dräger, war klar, dass der Wunsch, mit ihm zu reden, mit Barbara zu tun haben musste. Nur sie konnte der Grund sein für ein Gespräch, das Marcel sich wünschte und in das er nun eben eingewilligt hatte, obwohl er keinen Sinn darin sah.

Er ging zum Sofa, von dem er sich erhoben hatte, um den Anruf entgegenzunehmen, setzte sich, lehnte sich zurück, schloss die Augen.

Was war geschehen? Er erinnerte sich.

III

Erinnern: Tod und Leben

Er hatte einen Kollegen zu vertreten, der längere Zeit wegen Krankheit ausfiel. So unterrichtete er mehrere Monate lang Deutsch in Barbaras Klasse.

Er sah sie vor sich: die nachdenkliche, fast verträumt wirkende Achtzehnjährige, der Leichtigkeit

und Übermut ihrer Mitschülerinnen und Mitschüler fehlten und die manche für introvertiert hielten, obwohl sie doch lebhaften Anteil an Menschen ihrer Umwelt nahm.

Zum ersten Mal fiel sie ihm auf, als er sie beim Träumen überraschte und mit unerwarteter Frage in Verlegenheit brachte.

Das geschah bei der Beschäftigung mit Goethes *Faust*. Sie lasen damals nach dem ersten Teil Auszüge aus dem zweiten Teil der Tragödie.

In einer Landschaft, die der Dichter als schattigen Hain am Rande felsiger Erhebungen gezeichnet hatte, begegneten sie Faust, Helena und Euphorion, dem ungestümen, schönen Jüngling, lasen den Text, sprachen auch als Gruppe Kommentare des Chors:

*»Denn wir verlangen
doch nur am Ende
Dich zu umarmen
Du schönes Bild!«*

Dräger fragte Barbara nach der Funktion des Chores im Allgemeinen und an dieser Stelle im Besonderen, und sie, offensichtlich gedankenverloren, blieb stumm.

Darauf machte er, ohne sich viel dabei zu denken, eine Bemerkung über Mädchen, die von schönen Jünglingen zu träumen pflegten, weil literarische Texte sie nur am Rande interessierten.

Das war sowohl töricht als auch taktlos, und einige in der Klasse lachten.

Ein Blick auf ihr Gesicht ließ ihn seine Bemerkung sogleich bedauern. Er hatte das sensible Mädchen unbedacht verletzt.

Später, nach dem Unterricht, ging er auf sie zu, als sie den Raum eben als eine der Letzten verlassen wollte.

Es tue ihm leid, sagte er, er habe sie nicht kränken wollen.

Sie lächelte und erklärte, sie habe es schon vergessen und es sei ohnehin nicht wichtig.

Seine Entschuldigung schien sie verlegen zu machen. In ihrer Verlegenheit wirkte sie hilflos. Das rührte ihn, und mit einer spontanen Geste umfasste er für Sekunden ihren Oberarm und sagte: »Wir vertragen uns wieder, nicht wahr?«

»Ja«, erwiderte sie überrascht und »kein Problem« fügte sie hinzu, wandte sich schnell zur Tür und ging hinaus.

Natürlich wusste er, dass körperliche Berührungen im Lehrer-Schüler-Verhältnis nicht vorgesehen waren und leicht missverstanden werden konnten. Aber an diese Möglichkeit dachte er erst später, als er sich die Situation noch einmal vergegenwärtigte, und da wies er den Gedanken entschieden von sich, denn seine Geste war nur Ausdruck des Bedauerns und vielleicht ebenso eines spontanen Mitgefühls mit Barbara gewesen.

* * *

In den folgenden Wochen überschatteten Ereignisse sein Leben, die ihn – da absehbar – schon lange belastet hatten.

Seine Frau litt seit Jahren an einer Form der chronischen Leukämie. Ihr Zustand verschlechterte sich

so sehr, dass sie ins Krankenhaus eingewiesen und dort behandelt werden musste. Er sah den Menschen, den er liebte, leiden – täglich, bei seinen Besuchen am Nachmittag oder Abend.

Er durchlitt mit ihr die Vorstadien des Todes. Er war Zeuge ihres Sterbens an einem kalten, klaren Wintertag. Er hielt ihre Hand und sprach ihr zu, bis ein Zucken durch den Körper ging und der Atem aussetzte.

Fast zwei Jahrzehnte intensiver Gemeinsamkeit blieben als Erinnerung.

Der Schmerz war wie ein Regen, der ganz langsam in den Boden eindrang und das Erdreich tiefer und tiefer durchtränkte. Nach und nach erreichte er die tiefsten Schichten seines Inneren, erfasste alle Fasern seines Wesens, lähmte ihn bis hin zur Apathie.

Erst nach vielen Wochen begann er sein Leben neu einzurichten. Arbeit lenkte ab und ließ ihn den Verlust mitunter für kürzere Zeit vergessen. Er änderte Lebensgewohnheiten, nahm sich Zeit für die Umgestaltung der Wohnung. Auch das lenkte ab.

Der Unterricht, den er wieder aufnahm, führte dazu, dass sein Leben allmählich in Bahnen glitt, die den Abläufen vor dem Tod seiner Frau ähnelten. Im Übrigen kam zu dieser Zeit der Kollege, den er vertreten hatte, an die Schule zurück, sodass er von zusätzlicher Arbeit entlastet war.

So sah er Barbara eine Zeitlang nicht oder höchstens von fern in einem der Korridore vor den Klassenzimmern.

Eines Nachmittags begegneten sie sich in der Stadt. Zusammen mit Marcel kam sie aus einer Eisdielen, wollte eben die Straße überqueren. Ihre Blicke trafen sich, sie gingen aufeinander zu, begrüßten sich. Sie stellte Marcel vor, den er nur flüchtig vom Sehen kannte. Er war Schüler einer Parallelklasse des naturwissenschaftlichen Zweiges.

Sie redeten über das bevorstehende Abitur. Sie sprachen von Plänen, die sie für die Zukunft hatten. Barbara schwankte noch zwischen Germanistik und Kunstgeschichte, während Marcel sich längst für ein Studium an der Technischen Hochschule entschieden hatte. Er wirkte selbstbewusst.

»Ein Typ, der sich durchsetzen wird«, dachte Dräger, »effizient, ein Techniker, wahrscheinlich oberflächlich und an geistigen Dingen wenig interessiert, außerdem gut aussehend, Rundkopf, gewelltes hellblondes Haar, sportlich – bei Mädchen wird er es leicht haben.«

Umbrandet vom Lärm des Verkehrs plauderten sie eine Zeitlang. Manchmal, wenn es zu laut wurde, mussten sie fast schreien. Das war anstrengend, und Dräger, den jeder Lärm nervös werden ließ, leitete bald den Abschied ein.

»Kommt doch einmal vorbei bei mir«, schlug er vor, »wir könnten uns in Ruhe bei einer Tasse Tee unterhalten.«

Die jungen Leute nickten und schienen einverstanden. Doch es war wohl eher eine Einladung von der

Sorte, die man nicht unbedingt ernst nehmen musste. Jedenfalls rechnete Dräger nicht damit, dass sie darauf eingehen würden.

* * *

Es begannen die Osterferien.

Dräger lebte zurückgezogen, verließ selten das Haus. Kaum jemand besuchte ihn.

Aber eines Tages, es war früher Nachmittag, läutete es und er ging zur Haustür. Als er öffnete, stand Barbara vor ihm, und er nahm wahr: ihr klares, schmales Gesicht, blaue Augen, hohe Wangenknochen, das glatte blonde Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden.

Die Überraschung nahm ihm den Atem. Wortlos starrte er sie an. Dann sagte er leise: »Barbara« und fügte hinzu: »Bitte komm doch rein!«

Sie besuchte ihn allein. Sie erklärte, Marcel arbeite während der zwei Ferienwochen im elterlichen Betrieb. Abends sei er zu müde, um sich noch Unterhaltung zu wünschen.

Dräger verstand, und im Grunde war es ihm recht so. Vermutlich gab es wenig Gemeinsames, worüber er mit dem jungen Mann hätte reden können.

Nachdem er Marcel in der Stadt kennengelernt hatte, hatte er sich nach ihm erkundigt. Er hatte wissen wollen, mit wem Barbara befreundet war, er war neugierig gewesen.

Ihm war berichtet worden, dass Marcel Sohn einer reichen Familie sei. Die Gruber GmbH gehöre

seinen Eltern. Die Firma sei als Zulieferer der Autoindustrie über die Region hinaus bekannt.

Dräger war vor Jahren ans Gymnasium in W. versetzt worden und mit seiner Frau in die Stadt umgezogen. Die Krankheit seiner Frau hatte die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben eingeschränkt. Sie hatten eine überregionale Zeitung dem lokalen Blatt vorgezogen, sodass ihnen manches entgangen und vieles unbekannt war.

Nun aber hatte er Informationen gesammelt und wusste mehr. Die Grubers, wusste er, gehörten zu den ›oberen Hundert‹ der Stadt. Sie waren Mitglieder des Tennisklubs und verkehrten gesellschaftlich mit Menschen, die sich als Elite verstanden. Verschiedene Geschäftsleute, auch Ärzte und Zahnärzte, ein Rechtsanwalt und ein Bankdirektor waren ihre Tennispartner.

Wenn man am Parkplatz des Tennisklubs vorbeikam, fielen einem die Kennzeichen der dort abgestellten teuren Wagen auf. Nummer-eins-Menschen nannten Spötter ihre Besitzer, die offensichtlich Wert darauf gelegt hatten, bei der Zulassungsstelle außer ihren Initialen Nummern zu erhalten, die ihren Rang und ihre Bedeutung erkennen ließen.

Die Grubers tummelten sich auf diesem Jahrmarkt der Eitelkeit. Dass sie BMWs fuhren, konnte nicht überraschen. Die Vorliebe für die Modelle des Münchner Herstellers war Teil ihrer Weltanschauung.

Doch das war jetzt nicht wichtig.

Barbara saß neben ihm am Tisch, er schenkte Tee ein, fragte, wie es ihr gehe.

»Danke, geht so«, erwiderte sie.

»Wirklich?«, fragte er.

»Nun ja«, antwortete sie, »ganz wohl fühle ich mich nicht.« Sie setzte hinzu, sie sei nicht im Reinen mit sich selbst.

Sicher hänge das mit ihren Plänen für die berufliche Zukunft zusammen, erkundigte er sich vorsichtig.

Sie bestätigte es mit einem Nicken. Aber nicht nur über die Wahl des Studiums zerbreche sie sich den Kopf. Sie zögerte einen Augenblick.

Er sah sie fragend an.

»Es wird Sie nicht interessieren«, sagte sie, »ich denke viel über Marcel und mich nach.«

Dräger schwieg.

»Er ist mir manchmal sehr fremd«, fuhr sie fort, »dabei mögen wir uns doch. Oft glaube ich, wir leben in verschiedenen Welten. Was ihm wichtig ist, ist mir nicht wichtig, und umgekehrt.«

Dräger fragte, wie sie das meine.

»Ach«, meinte sie, »er surft stundenlang im Internet, er redet von Autos und der Formel 1, und der FC Bayern geht ihm über alles. Er liest nichts, außer dem Sportteil in der Zeitung und Texten, die er für die Schule braucht. Wenn ich ein Buch gelesen habe oder in einem Konzert war, will er nichts davon hören. Mitunter denke ich, dass wir gar nicht zusammenpassen.«

Dräger sah sie verständnisvoll an. Sie sprach aus, was er selbst schon gedacht hatte. Sie, musisch begabt und interessiert, Kind einfacher Leute, der Vater war Facharbeiter. Marcel, der angehende Techniker,

Kind einer schnell reich gewordenen Familie mit großem Ehrgeiz für den einzigen Sohn. Wie sollte das auf Dauer gehen?

Später redeten sie über Bücher. Barbara hatte viel gelesen, doch er konnte ihr Anregungen geben.

Vor Kurzem war *Ruhm* von Daniel Kehlmann erschienen. Er nahm den Band vom Regal, erläuterte ihr die Struktur, schlug Seiten auf und wies sie auf Stellen hin, die ihm besonders gelungen schienen. Er konnte erklären, welcher Autor in der Geschichte *Antwort an die Äbtissin* karikiert worden war, und er schlug ihr vor, gemeinsam Passagen aus *Ein Beitrag zur Debatte* zu lesen.

Das taten sie, und so lernte sie die Groteske um den internetsüchtigen Angestellten einer Telefongesellschaft kennen, der sich den Usernamen *mollwitt* zugelegt und mit dem realen Leben große Probleme hatte. –

Was verband sie, die achtzehnjährige Abiturientin, und ihn, den zwei Jahrzehnte älteren Lehrer? Wie war es möglich, dass sie sich in dieser Weise bei der Lektüre eines Buches begegneten? Ja, sie surfte nicht im Internet und mied das tägliche Fernsehprogramm, dessen Flachheit sie anödete. Dafür hörten sie Sendungen von Rundfunkstationen, deren Namen den meisten ihrer Mitmenschen nicht einmal vom Hörensagen bekannt waren. Vor allem aber: Sie lasen Bücher und erschlossen sich damit eine Welt.

Nun lachten sie zusammen über *mollwitts* Auftritt bei einer Tagung. Dräger las vor, Barbara schüttelte

sich vor Lachen. Sie blickten ins Buch, ihre Köpfe berührten sich, ohne dass sie es merkten.

Er legte seine Hand auf ihren Arm, und auf einmal wurde ihm bewusst, wie sehr sie ihn anzog. Unmöglich schien es ihm, sie nicht in die Arme zu nehmen, unmöglich, ihr Gesicht, das so nah war, nicht an sich zu drücken und zu küssen.

War sie überrascht?

Sie entzog sich nicht, erwiderte scheu seine Zärtlichkeiten, löste sich erst nach Minuten sanft aus seiner Umarmung, um aufzustehen. Doch er zog sie herunter zu sich. Heiße Küsse presste er auf ihren zarten Körper, den er entkleidete, entdeckte, sich fügsam machte.

Sie wehrte sich kaum, ließ alles mit sich geschehen, erlebte zum ersten Mal im Leben den Augenblick höchster Lust.

Als sie ihn später verließ, wirkte sie verlegen.

»Meine Eltern erwarten mich«, sagte sie. Ein schüchternes Lächeln huschte über ihr Gesicht, als sie hinzufügte: »Sie wissen nicht, wo ich bin.«

»Sie müssen es nicht wissen«, erwiderte er.

Ihm war klar, dass schon ein einziger Besuch des Mädchens in seiner Wohnung Mutmaßungen begründen und Gerüchten Nahrung geben konnte.

Plötzlich fiel ihm ein, dass er vorhatte, zum Rammersberg zu fahren. Die Adonisröschen würden blühen, und wie in vielen vergangenen Jahren wollte er auf schmalen Pfaden zwischen gelben Blument Teppichen über das Plateau gehen und sich an der Schönheit der seltenen Pflanzen erfreuen.

Nun erwähnte er seinen Plan und fragte Barbara,

ob sie Lust habe, ihn am nächsten Tag dorthin zu begleiten.

Der Rammersberg war mehr als zwanzig Kilometer von W. entfernt. Er hielt es für unwahrscheinlich, dass sie dort Bekannte treffen würden.

Sie stimmte schnell zu. Am nächsten Tag allerdings, schränkte sie ein, sei sie mit Marcel verabredet, fühle sich gebunden.

So verabredeten sie sich für den übernächsten Nachmittag.

Er sah Barbara aufs Rad steigen und davonfahren. Er schaute ihr nach, bis sie um eine Ecke bog.

Als er wieder ins Wohnzimmer trat, fiel sein Blick auf ein Foto seiner verstorbenen Frau. Es schmerzte, jetzt an sie zu denken. Zugleich spürte er, dass sein Leben sich verändert hatte und reicher geworden war.

* * *